

Um die Kinder muss es gehen

von Christa Meves

Europa setzt auf Fortschritt. Die Nationen schauen über ihre Grenzen und vergleichen sich – vor allem, was die innere Organisation anlangt. Sie haben nämlich erkannt, dass alle ein bisher in der Geschichte unbekanntes Problem haben: Es wachsen nicht mehr genug Kinder nach. Europa schrumpft, ehe es sich schon voll konstituiert hat. Die Großfamilien sterben aus, Jugendkriminalität und psychische Erkrankungen boomen. Immer deutlicher wird, dass eine große Zahl von Eltern und schließlich sogar von Lehrern mit den Kindern nicht mehr zurecht kommen – die Eltern haben nicht mehr genug Zeit für sie, die Lehrer kämpfen nicht selten vergeblich gegen eine lärmende, unkonzentrierte Masse von Schülern, die Jugendarbeitslosigkeit ist unerträglich hoch.

Was tun? Dem jungen Europa fällt in dieser Situation ein alter ideologischer Lieblingsgedanke ein: Weg mit dem Unsicherheitsfaktor Familie samt ihrem Unsicherheitsfaktor individueller Erziehung: Lasst Vater Staat die Sache übernehmen, einheitlich (und deshalb gerecht), durchorganisiert und mit klaren Chancen für alle. Kinderkrippen für die Säuglinge und Kleinkinder, Kindertagesstätten für die 3-6-Jährigen, und ab dann ein einheitliches Ganztagschulsystem.

Je mehr bedrängt die einzelnen Nationen sind, umso lieblicher erscheinen ihnen diese Schalmeien; denn erstens fällt dann die „Falle Mutterschaft“ für die emanzipierte Frau aus. Sie kann – mit nur kurzen Unterbrechungen kontinuierlich als Wirtschaftsfaktor erhalten bleiben, Die Fessel der Eltern an ihre Brut – besonders auch für die Väter - verringert sich. Kompetent ausgebildete Erzieher bieten eine größere Gewähr für erzieherischen Erfolg, so meint man.

Gut gedacht – aber auch gut gewusst? Fällt nicht vielleicht irgendjemandem ein, dass diese Idee bereits einmal als Großexperiment der Sowjetunion siebzig Jahre lang durchgepaukt worden ist. So lange, bis alles nachhaltig am Boden lag, so lange, bis Gorbatschow bilanziert: Die Kollektiverziehung war es, die uns zerstört hat.

Vor allem aber: Welche Erziehungsform ist für mehr Menschen erfolgreicher und – was doch wohl überhaupt gefragt werden müsste: Wie erleben denn die Kinder diese Erziehungsform? Was ist für sie bekömmlich, was nicht?

Um das wirklich zu beurteilen, stehen mehrere Wissenschaften parat, die sich – oft schon über Jahrhunderte – hauptberuflich mit dem Kind beschäftigen: Die Pädagogik, die Entwicklungspsychologie und – jüngerer Datums – die Kinderpsychotherapie, die Psychopathologie sowie (weniger ideologieanfällig) die Neurobiologie und die Hirnforschung. Die Aussagen dieser Wissenschaften geben ein anderes und sehr viel gewichtigeres Bild ab über die Notwendigkeiten ab, die es der kostentbaren Pflanze Mensch möglich macht, sich seelisch gesund – und vielleicht sogar auf das jeweilige genetische Optimum – zu entfalten.

Abrisshaft soll versucht werden, diese neuen Ergebnisse zusammenzufassen.

Erst vor zirka dreißig Jahren ist in der Medizin die Erkenntnis aufgekeimt, von welcher großer Bedeutung für das Sich-wohl-fühlen des Kindes und damit für den Tenor seiner weiteren Entwicklung bereits die Schwangerschaft ist. Neu musste gelernt werden, dass erschreckende Erlebnisse der Mutter z. B. schon wenige Wochen nach der Zeugung – von dem Augenblick an, an dem das sich konstituierende Nervensystem und das Herz zu arbeiten beginnen – mit ihr auch das Kind in Angst und Schrecken zu versetzen vermögen

. Das zu erkennen hat die Computertomographie jetzt aber möglich gemacht. Die Contergankatastrophe lenkte zum ersten Mal die Mediziner mit einem tiefen Schock darauf hin, dass die Plazenta keineswegs – wie lange angenommen – eine undurchlässige Schutzhülle ist. Das bewirkte, dass eine neue Vorsicht entstand: Gegen Gifte wie Alkohol,

Rauschgift und die Fülle der Medikamente, die den Markt bevölkern. Ein ganz neuer Schreck ist z. B. im Hinblick auf die Tranquilizer aufgetaucht: Die beruhigenden Wundermittel gegen Stress, die Serotonin-Wiederaufnahme-Hemmer, sind in den Verdacht geraten, das sich konstituierende Gehirn des Kindes nachhaltig zu schädigen! Und eine weitere Nachricht aus der Gynäkologie: 50% der Schwangerschaften in Deutschland enden mit einem Abort, nicht nur allein, weil man diese Kinder nicht haben will und Abtreibendes in Szene gesetzt wurde, sondern weil die Mütter einfach zu dünn sind, um Mutterleib sein zu können oder wenn physische Störungen geschahen.

Was also braucht das Kind in seiner ersten neun Lebensmonaten im Mutterleib?

Möglichst wenig Stress, möglichst viel Gesunderhaltung seiner Mutter und ihrer ausschließlich gesunden, ausreichenden Ernährung unter Ausschluss von Giftstoffen, möglichst viel Rücksicht der Umwelt auf diesen stör anfälligen Umstand.

Haben wir in unseren modernen Leben bisher diesen neuen Forschungsergebnissen Rechnung getragen? Sind wir bereit, diese Erkenntnisse hinreichend genug zu verbreiten, so dass zumindest die werdenden Eltern in Selbstverantwortung diese Grundnotwendigkeiten für ihr Kind umsetzen können? Davon kann keine Rede sein.

Nicht weniger leichtfertig und ignorant wird häufig mit den Problemen um die Geburt umgegangen. Narkosen während des Geburtsvorgangs können den Kindern schaden. Ein Kaiserschnitt ebenso wie eine Periduralanästhesie – ohne einen zwingenden lebensnotwendigen Grund – nur um die Schmerzen nicht aushalten zu wollen, kann sich als ebenso ungut herausstellen wie die Einleitung der Geburt lediglich aus irgendwelchen terminlichen Gründen. Wir haben es zu respektieren, dass es bestimmt ist, wann das Kind das Licht der Welt erblickt. Wer sich darüber hinwegsetzt, kann unter Umständen einen Stresspegel im kindlichen Gehirn hervorrufen, der es unruhig und unausgeglichen werden lässt. Und zwar keineswegs in den ersten Lebensmonaten allein.

Aber wie erst bestätigen sich die schon lange vorhandenen Vermutungen der Entwicklungspsychologen über die Bedeutung der frühen Kindheit für die Persönlichkeitsentwicklung durch die Ergebnisse der neuen Hirnforschung!

Viel Nähe durch die Mutter, viel Nahrung aus ihrem Leib, viel Zärtlichkeit, viel Ansprache durch sie braucht das Kind in seinen ersten beiden Lebensjahren, wenn sich der Computer in seinem Kopf zur Höchstleistungsfähigkeit aufbauen soll! Erstaunlich sind die Forschungsergebnisse, die bestätigen, dass die leibliche Mutter in der ersten Lebenszeit ihrer Kindes als die optimale Bezugsperson gemeint ist; denn Mutter und Kind sind weiterhin in einem feingliedrigen System aufeinander eingestellt. Das Kind kennt, wenn es geboren wird, den Herzschlag seiner Mutter, es kennt ihre Stimme, ja sogar den richtigen Geschmack ihrer individuellen Milch, der ähnlich ist wie das Fruchtwasser. Es ist in einer speziellen Weise zufrieden, wenn das eintritt, was es gewissermaßen erwartet. Es erwartet, wenn es sich meldet, angelegt zu werden und sich satt zu trinken, aus einer Quelle, die sich auf die Bedürfnisse des Kindes automatisch einstellt, nämlich nach Angebot und Nachfrage. Es wird von Todesangst erfüllt, wenn das über lange Zeit nicht geschieht, wenn man z. B. das Neugeborene, um es „artig zu machen“, nächtelang schreien lässt. Es wird auch artig – aber mit der Grundstimmung von Resignation und dem Keim zu einer lebenslang währenden Anfälligkeit zur Depression.

Und in dem Augenblick, wo das Gehirn den Gesichtssinn des Kindes fertig gestellt hat – das geschieht einige Wochen nach der Geburt – prägt sich das Kind nun ausserdem noch das Gesicht der sich über es beugenden Mutter mit einer wie darauf fixierten Nachhaltigkeit ein. Es muss ihr Gesicht wissen; denn das ist die Garantie dafür, sich an die zu halten, die ihm sein Überleben garantiert. Wenn dieser Garant lange Zeit ausfällt, so empfindet das Kind das als Lebensbedrohung und antwortet darauf – so sehen die Forscher jetzt – mit einem erhöhten Cortisolspiegel, was der Umwelt durch anhaltendes Schreien und schlaflose Unruhe deutlich wird. Nicht irgendjemand – selbst nicht der Vater und nicht die Großmutter, erst recht aber

nicht irgendwelche noch so gut ausgebildeten Säuglingsbetreuerinnen können die leibliche Mutter in absoluter Vollgültigkeit ersetzen. (Allenfalls in der Not; denn dann frisst selbst der Teufel Fliegen). Aber im besten Fall ist die leibliche Mutter hormonell auf diesen ersten strengen Dienst am Kind eingestellt. Sie verfügt über einen automatisch funktionierenden sog. „Ammenrapport“, d. h. sie wird aktiviert, wenn das Kind sich meldet, und sie wird mit einer solchen Liebe, einer solchen Zuwendungsbereitschaft ausgestattet, dass sie darüber sogar ihren Ehemann geradezu aus dem Blickfeld verlieren kann. Der Vater kann das allerdings auch alles mit viel Bereitschaft und Mühewaltung lernen, aber keineswegs mit der gleichen Unmittelbarkeit, wie sie der leiblichen seelisch gesunden Mutter nach der Geburt ihres Kindes zur Verfügung steht.

Was geschieht, wenn man Kindern darüber hinaus in dieser ersten Lebenszeit fortgesetzt Trennungen von seinem Lebensgaranten zumutet? Das wissen wir nicht erst seit gestern durch die Bindungsforschung: Sie werden zunächst unwirsch, (ja, sie vermeiden es, ihrer Mutter strahlend lächelnd ins Gesicht zu sehen!). Später sind sie überempfindlich, ohne Selbstwertgefühl, oft nimmersatt in Bezug auf Materialien, einschließlich von Essen und Trinken, oft von gleichgültiger Dickfälligkeit- und Erfolglosigkeit, was sich alles im Teufelskreis verstärkt.

Diese Forschungsergebnisse sind umso gewichtiger, als sich durch zahlreiche Studien international bereits herausgestellt hat, wie schwerwiegend es für die gesamte weitere Entwicklung ist, dass diese Entfaltungsbedingungen erfüllt werden; denn Kinder, denen seine Urerwartungen während der Aufbauphase des Gehirns erfüllt wurden, sind nicht allein zufriedener und damit ruhiger, sondern gleichzeitig von einer unbändigen Neugier auf das Leben erfüllt. Und das bewirkt, dass sie wesentlich lernfähiger sind, sodass sich ihre Synapsen, diese milliardenhaften Verbindungen zwischen den Neuronen, in optimaler Fülle so entfalten, dass Kinder mit einer solchen Befriedigung ihrer Bedürfnisse am Lebensanfang, im Alter von zehn Jahren den weniger natürlich gepflegten intellektuell um zwei Jahre überlegen sind. Sie sind aber eben auch weniger anfällig, bei Superstress zu dekompensieren, sie sind glücklicher, maßvoller, ausgeglichener und deshalb auch gemeinschaftsfähiger und auf der ganzen Linie erfolgreicher.

Wollen wir glückliche Kinder? Wollen wir Eltern sein, deren Einsatz für die Kinder sich durch liebevolle Nachkommen bezahlt macht? Wollen wir auf ein gedeihliches, christliches Abendland mit einer Hochkultur und einer gesunden Wirtschaft hoffen durch Menschen, die so viel Lebenskraft mitbekommen haben, dass sie in der Lage sind, über den Tellerrand ihres kraftvollen Ego hinauszuschauen und sich für die vielen einzusetzen? Dann sollten wir schleunigst auf ein sehr sorgfältiges natürliches Aufwachsen unserer Kinder – besonders während der Entfaltungsphase des Gehirns bedacht sein und das heißt, dem Kind seine natürlichen Grundbedürfnisse zu erfüllen, und das heißt in die Praxis umgesetzt: Mutter und Kind eine ungestörte Phase zu gönnen, in der es durch sie die Basis erhält, die es für ein erfolgreiches, befriedigendes Leben unabdingbar braucht.

Natürlich ist mit Erziehungskunde und einer Familienpolitik, die sich um die Ermöglichung eines gesunden Lebensansatzes bemüht, noch nicht alles getan. Es muss grundsätzlich in unser aller Bewusstsein, dass Kinder Geschöpfe sind, die ähnlich wie unsere Obstbäume einer sorgsam phasenspezifischen Betreuung bedürfen, wenn sie gute Früchte tragen sollen. Für die Spezies Mensch gehört dazu, dass sie individuell angelegt sind und allein über die Beachtung ihrer Individualität gemeinschaftsfähig werden. Nicht dadurch, dass man sie als Säuglinge zusammenrottet, gelingt das, sondern indem man sie durch konstante Betreuung, wie die Familie sie bietet, liebesfähig macht, so haben die Langzeitstudien an Krippenkindern in den USA ergeben.

Phasenspezifisch erziehen heißt, auch die Dreijährigen aus diesen Gefüge nicht ganztägig herauszureißen, sondern sie allmählich an die Gleichaltrigen zu gewöhnen. Das sollte behutsam geschehen, mit einem nur allmählichen Aufstocken der Stunden, in denen die

Kinder familienfern bleiben . Und auch die Grundschulzeit sollte – bei gesunden Familienstrukturen - noch eine Zeit sein, in der man aus der Lerngemeinschaft auch wieder entlassen wird, um in Freizeitbeschäftigungen eine Ahnung zu bekommen, wo die individuellen Begabungen angesiedelt sind.

Nur eine Gesellschaft, die das Glück, und das heißt die seelische Gesundheit der jungen Generation, fest als eine unaufgebbare Priorität in den Blick nimmt, wird Zukunft haben. Denn das hat sich längst erwiesen, wer bei seinen politischen Programmen nur kurzfristige Ziele der Erwachsenen im Blick hat, kann auf die Dauer nur Niedergang hervorrufen. Der Mensch im künstlichen Leben der Industrienationen darf es sich nicht herausnehmen, die Menschen über die ihm gesetzten natürlichen Grenzen hinaus zu manipulieren. Das sollte sich das junge Europa schnellstens auf seine Fahnen schreiben.

Christa Meves, geb. 1925. Studium der Germanistik, Geographie und Philosophie an den Universitäten Breslau und Kiel, Staatsexamen in Hamburg, dort zusätzliches Studium der Psychologie. Fachausbildung im Psychotherapeutischen Institut in Hannover und Göttingen. Freipraktizierende Kinder- und Jugendpsychotherapeutin in Uelzen, Arztfrau und Mutter zweier Töchter, sechs Enkel. 1987 Konversion zum katholischen Glauben. Von 1978 bis 2006 Mitherausgeberin der Wochenzeitung "Rheinischer Merkur".